



O N L I N E

Magazin

Rettung am Ganges

In der heiligen Stadt Varanasi begann die Geschichte einer deutsch-indischen Freundschaft

Bernd Hettlage

Einmal standen die Männer mit den Pistolen auch in Baba Sharmas Haus. Sie verlangten, dass er ihnen das Nachbargebäude überschreibt, das er seit 13 Jahren für die Eigentümer verwaltet, eine Erbengemeinschaft aus dem Himalaya. Häuser sind viel wert in Varanasis Altstadt, man kann aus ihnen Touristenhotels machen, Restaurants oder Seidengeschäfte. Die Grundstücksspreise liegen höher als in Deutschland. Die Mafia aber bezahlt nie. Sie nimmt sich, was sie will, mit Waffengewalt.

"Ich sagte ihnen, ihr könnt mich ruhig umbringen. Ich fürchte den Tod nicht, aber das Haus bekommt ihr nicht." Baba streicht sich über den Schnauzbart. "Noch einen Tee?"

Baba sitzt auf seinem Ehebett, ein drahtiger, kleiner Mann von 63 Jahren mit gefärbten Haaren. Das Bett wird tagsüber zum Sofa. Decken und Kissen sind unter einem bunten Überwurf verborgen. Der dunkle, kühle Raum im Zentrum seines Hauses dient gleichzeitig auch als Wohnzimmer, hier empfängt er Gäste.

Micha, der seit fünf Jahren im Raum nebenan lebt, sagt, dass Baba den Abgebrühten ja nur spiele. Nach der Drohung der ortsansässigen Mafia habe er ein Jahr lang sein Haus kaum verlassen.

Micha kennt Baba fast sein halbes Leben. Baba nennt ihn "Meikel", das ist die englische Version von Michael.

Meikel, sagt Baba, sei wie ein Sohn für ihn. Wenn er nur endlich heiraten würde.

Michael Schmid, seit Kindheitstagen Micha gerufen, ist 1971 in Ersingen bei Pforzheim geboren, einem kleinen Dorf am Rande des Nordschwarzwalds. Aufgewachsen, so erzählt er, sei er jedoch mehr oder weniger in der Bäckerei seines Onkels im nicht weit entfernten Mühlacker. Das Verhältnis zu seinen Eltern, vor allem zu seinem Vater, war nicht besonders gut. Der Jungpunk Micha trug einen Irokesenschnitt und bekam deshalb

kein Taschengeld. Später schmiss ihn sein Vater sogar aus dem Haus. Seit seinem 17. Lebensjahr ist Micha in Berlin polizeilich gemeldet. Ein anderer Onkel hatte ihm dazu geraten. "So kommst du um den Bund herum, da erfassen sie dich nicht einmal."

Baba holte ihn aus der Gosse, damals vor 17 Jahren, als Micha das erste Mal in Indien war. Nach dem Abitur ist er mit seinem Freund Hansi losgezogen, die langersehnte große Reise nach der Schulzeit. Ihre erste Station ist Goa. Dort lernen sie einen Deutschen aus Neu-Ulm kennen, der ihnen erzählt, man habe ihm alle Sachen gestohlen, und nun müsse er irgendwie nach Delhi zur deutschen Botschaft kommen, um sich helfen zu lassen. Es ist eine klassische Geschichte, jeder Indien-Reisende kennt solche Storys.

Die beiden nehmen den Deutschen mit. In Udaipur, auf halbem Weg, mieten sie sich zu zweit in einem Hotel ein und schmuggeln ihn nachts aufs Zimmer, denn er hat ja nicht einmal mehr einen Pass, den man hier beim Einchecken vorzeigen muss. Micha wird gleich am nächsten Tag krank, das ganze Indienprogramm mit Erbrechen, Durchfall und Fieber. Hansi geht sich die Stadt anschauen. Micha schläft und als Hansi zurück- kommt, ist der Deutsche weg, und zwar mit allem, was die beiden besitzen - mit Geld, Papieren, Tickets und auch ihren Rucksäcken samt Inhalt. Micha bleibt nur noch die Unterhose, die er am Leib trägt.

Danach beginnt ihre Odyssee. Die Polizei in Udaipur sperrt sie zwei Tage lang als vermeintliche Versicherungsbetrüger ein, anstatt den Dieb zu verfolgen. Sie trampen nach Delhi, doch vor der deutschen Botschaft lässt man sie nicht einmal auf das Gelände. Sie werden ins 1 000 Kilometer entfernte Kalkutta geschickt, das dortige Konsulat sei für solche Fälle zuständig. Sie fahren schwarz nach Kalkutta, um dort zu erfahren, dass nur die deutsche Botschaft in Delhi ihnen helfen könne. Später hören sie, dass die Botschaft immer so reagiere, weil sie mit Fällen wie dem ihren überlaufen würde - dass die meisten davon aber Leute wie der Neu-Ulmer seien, die mit dieser Masche Jahre in Indien überleben, sei es, indem sie leichtgläubige Touristen ausrauben oder eben bei der Botschaft um Geld bitten.

Es ist das Jahr 1990, Internet, Mobiltelefon und Billigvorwahlen liegen noch in weiter Ferne. Banküberweisungen sind fast unmöglich, Telefongespräche nach Deutschland für die beiden unbezahlbar. Sie schicken Briefe, die Marken müssen sie sich vom Mund absparen. Ihre Rettung ist Varanasi. In sechs Wochen wollen sie dort einen Freund treffen, er wird Geld mitbringen. Völlig mittellos kommen die beiden jungen Männer in der heiligen Stadt an und schlafen am Gangesufer. Micha, eigentlich ein kräftiger Mann von knapp 1,80 Meter Größe,

wiegt nur noch 50 Kilo. Er ist am Ende, buchstäblich ein Häufchen Elend im Rinnstein einer Altstadtgasse, als Baba ihn findet.

Babas Vater lebt damals noch. Er ist ein strenger Brahmane, ein Angehöriger der höchsten Hindu-Kaste, für den Ausländer Unberührbare sind, die er in seinem Haus nicht duldet. Die indischen Fürsten, ebenfalls Brahmanen, haben sich einst sogar geweigert, dem englischen König bei einer Audienz in London die Hände zu schütteln. Baba trägt Micha nachts heimlich im Huckepack am Vater vorbei ins Obergeschoss seines Hauses, wo er mit seiner Frau Uma lebt. Dort pflegen sie Micha gesund.

Warum tut er das? Warum hilft er ausgerechnet Micha? In Varanasi findet man unzählige Gestrandete, auch Westler, die der Hilfe bedürfen. Ihre Geschichten sind nicht immer glaubwürdig. Micha weiß nicht, warum Baba ihm geholfen hat, er hat Baba gefragt. Aber Baba fällt es wie allen Indern schwer, über Gefühle und persönliche Beweggründe zu sprechen. "Er brauchte eben Hilfe", sagt Baba einfach.

Dabei ging es ihm damals selbst nicht besonders gut. Zu der Zeit, als er Micha findet, verkauft Baba in der Altstadt Seide in einem hölzernen Verschlag, obwohl er aus einer altehrwürdigen Familie stammt. Seit 200 Jahren besitzen die Sharmas ihr Haus in der Nähe des Mir Ghats. Sie waren einst Sanskrit-Lehrer, ein Vorfahre hat die berühmte Universität der Stadt mitbegründet. Noch sein Vater besaß eine Druckerei und ein Hotel. Warum sie bis auf das Haus schließlich alles verloren haben, bleibt im Dunkeln, wie so vieles hier.

Mannigfaltige Geschichten kursieren in der Altstadt. Sie scheint ein einziger Basar aus Klatsch und Tratsch. Doch auf manche Fragen erntet man nur Schweigen. Oder man hört so viele Versionen von ein und derselben Angelegenheit, dass die Wahrheit dahinter verschwindet. Ein Bruder von Baba, der bis heute im Erdgeschoss des Hauses lebt, ein Phantom beinahe, das fast nie zu sehen ist, soll auf mysteriöse Weise mit dem Verschwinden des Reichtums zu tun haben. Er störte anfänglich auch seine Projekte mit den Sharmas, erzählt Micha, der in mancherlei Hinsicht längst ein Inder geworden ist. Man muss sich anpassen, um hier leben zu können. Das bedeutet auch, an ein paar Geheimnisse und schwelende Konflikte besser nicht zu röhren, sondern einfach nur Zeit vergehen zu lassen.

Nach seiner Rückkehr aus Indien zieht Micha nach Berlin. Er wohnt in einem besetzten Haus in Friedrichshain und verkauft indischen Schmuck auf Flohmärkten. Später führt er sogar mehrere Läden in Berlin. Jedes Jahr besucht er Varanasi. Baba ist von Anfang an am Schmuckexport beteiligt. Micha

eröffnet auch einen Seidenladen in Varanasi mit ihm. 1999 kauft er den Sharmas die Lizenz für ein Gästehaus ab. Babas Frau Uma vermietet seitdem drei Zimmer auf dem Dach an Touristen. Baba und seine Familie kommen durch all das finanziell langsam wieder auf die Beine, während Micha ihre Kinder Arti und Bholu, die knapp zehn Jahre jünger als er sind, heranwachsen sieht.

In Berlin engagiert er sich in der Hausbesetzerszene und in sozialen Projekten. Doch zur Jahrtausendwende hat er genug von der Stadt. Etliche Besetzer haben ihre Häuser inzwischen gekauft, die Szene zerfällt, die sozialen Projekte scheitern letztlich alle an der Finanzierbarkeit. 2001 zieht Micha endgültig nach Varanasi - in den Raum direkt neben dem Wohn- und Schlafzimmer der Sharmas. Er wohnt bis heute dort.

Früher war der Raum Babas Zimmer. Sein Hausaltar befindet sich immer noch dort. Baba betritt ihn jeden Tag, um seine Andacht zu verrichten. Privatsphäre ist ein Fremdwort in Indien. Der Deutsche sagt, ihm mache das nichts aus. Er sei das enge Gemeinschaftsleben durch die vielen Jahre in besetzten Häusern und Kollektiven gewohnt.

Micha besitzt Ersparnisse und eine kleine Erbschaft seines Vaters, der inzwischen gestorben ist. Als das Geld langsam zu Ende geht, renoviert er ein verfallenes Gebäude in der Altstadt von Varanasi. Zusammen mit Babas Schwiegersohn Lalu Jah eröffnet er dort eine deutsche Bäckerei mit angeschlossenem Café. Für Micha schließt sich damit ein Kreis. Er holt sich die Atmosphäre seiner Kindheit nach Indien: die Geschäftigkeit in der engen Backstube, das Gefühl, den weichen, schweren Teig mit den Händen zu kneten, die Gerüche von frischem Brot und Kuchen. Am liebsten, sagt Micha, würde er den ganzen Tag in der Backstube verbringen. Mit seinem Onkel telefoniert er bis heute regelmäßig, um sich Rat beim Backen zu holen. Doch seine eigentliche Familie befindet sich längst in der heiligen Stadt am Ganges.

Varanasi, von den Engländern während der Kolonialzeit in Benares umgetauft, hat heute um die vier Millionen Einwohner. Es gilt als einer der ältesten durchgehend besiedelten Orte der Welt und ist die heiligste Stadt der Hindus. In seiner Altstadt gibt es keinen Verkehr, weil zwischen den eng stehenden Häusern keine Autos hindurchpassen. Verlässt man das Gewirr der Gassen und betritt die Treppen zu den Ghats, wie die Badeplätze am Ganges genannt werden, öffnet sich die Szene wie zur Freilichtbühne eines Theaters. Gegeben wird ein Stück aus dem Mittelalter. Man hört Glockentöne aus den Tempeln, die Rezitationen der Brahmanenpriester und die Rufe der Teeverkäufer: "Chai gharam!" - heißer Tee.

Tausende Pilger steigen täglich zum rituellen Bad in den heiligen Fluss, der nach der Legende einst durch das Haar des Hindugottes Shiva auf die Erde gelangt ist. Dann taucht jeder den Kopf unter und nimmt einen Schluck aus dieser Kloake, die als reine Quelle im Himalaya entspringt und unterwegs so viel Industrieabwässer, Gülle und menschliche Ausscheidungen aufnimmt, dass der Fluss in Varanasi praktisch tot ist. Die meisten Hindus zucken die Achseln über die Verschmutzung. Mata Ganga ist doch heilig, das Wasser hat wunderbare Selbstreinigungskräfte, verkünden sie voller Überzeugung und schütten Plastiktüten voller Abfall ins Wasser. Außerdem ist es einem Hindu wahrscheinlich egal, ob er sich am Gangeswasser vergiftet, käme er dadurch doch nur dem ersehnten Nirwana näher. Denn wer in Varanasi stirbt und am Ganges verbrannt wird, so der Glaube, darf das Rad der Wiedergeburten sofort verlassen. Die Feuer an den heiligen Verbrennungsstätten glimmen 24 Stunden am Tag. Der Fluss nimmt auch die Asche der Toten.

Die ganze Szenerie ist ein einziges überwältigendes Schauspiel, wenn man es zum ersten Mal erlebt. Nicht umsonst bleiben viele Westler hier hängen. Doch wenn man hier wohnt, ändert sich vieles. Wovon soll man leben? Wie soll man die Tage füllen? Manche tun das mit Drogen, andere beginnen, ein indisches Instrument zu lernen und Unterricht zu nehmen. Wieder andere gründen eine soziale Organisation.

"Die meisten tun das für sich", sagt Babas Sohn Bholu spätabends in der Bäckerei, als eine Flasche indischer Rotwein auf dem Tisch steht. "Sie suchen nach einem Sinn in ihrem Leben. Aber von Indien verstehen sie nichts." Bholu, der klein gewachsen ist und einen Buckel trägt - die Folgen einer Polio-Erkrankung im Kindesalter - hat in mehreren sozialen Projekten von Westlern mitgearbeitet. Ob er Micha auch unter die Leute einreicht, die nur nach einem Sinn in ihrem Leben suchen? "Oh nein", sagt er, "Meikel ist der große Meister, er hat das alles hier aufgebaut."

Lalu Jah, der Mann von Babas Tochter Arti, regt sich dagegen durchaus manchmal über seinen deutschen Partner auf: Der komme ständig mit neuen Ideen, die immer nur Geld kosten würden. "Wir verdienen zu wenig mit der Bäckerei", klagt er. Ganz so schlecht kann es ihm aber nicht gehen. In den letzten Jahren hat er etliche Kilo zugenommen. Sein Arbeitsplatz - der Kassentresen neben dem Eingang - liegt gleich an der Kuchentheke. Die Bäckerei und das Café laufen gut. Micha hat schon Anfragen aus anderen indischen Städten, die ebenfalls an seinen Backwaren interessiert sind. "German Bakery" ist ein weltweit bekanntes Markenzeichen, etwa so wie italienische Pizza. Im Gegensatz zu manch anderer "German Bakery" in Indien wirkt hier außerdem wirklich ein Deutscher als Bäcker,

der sein Geschäft zudem professionell betreibt, mit Gärkammer und importierter Lauge aus Deutschland für die Laugenbrezeln.

In der Backstube arbeitet auch der Nepalese Nuresh. Micha hat ihn einer "German Bakery" in Delhi abgeworben. Lalus Bruder Awdesh ist als Lehrling angestellt. Etliche andere Mitglieder der Familien Sharma und Jah finden sich jeden Tag im Café ein. Sie haben weder einen Beruf noch ein richtiges Einkommen. Es gibt nicht für alle eine Aufgabe, aber jeder scheint durch die Verwandtschaftsverhältnisse auch ein bisschen Chef zu sein. Micha muss damit umgehen. Auch mit dem Spott. "Du isst und trinkst zu viel", frotzelt da etwa abends einer der Cousins mit breitem Lächeln im Gesicht, als das Café schon fast leer ist und Micha zum Feierabend vor einer Flasche Wein und einem Teller mit Schokoladenkuchen sitzt, und Micha gibt zurück: "Das mache ich nur, weil es so schwer ist, in diesem Land Geschäfte zu machen. Seid froh darüber, sonst würde ich das an euch auslassen." Alle lachen dann, aber als Zuschauer denkt man irgendwie, dass auch ein Funken Ernst dabei ist. Lalu, der ein ruhiger Typ ist, hält sich meistens raus. Er blickt so ernst in die Welt wie Babas Frau Uma. Sie ist eindeutig das Korrektiv ihres Ehemanns. Je überschwänglicher und hilfsbereiter der gegenüber Fremden ist, desto zurückhaltender verhält sie sich und desto strenger wird ihr Blick. Dabei ist sie wahrscheinlich die heimliche Seele des Hauses. Dem sozialen Projekt, das Micha zusammen mit Baba gegründet hat, stellt sie ganz selbstverständlich ihre Arbeitskraft und ihre Küche zur Verfügung.

Der Gedanke, hier auch etwas Soziales zu tun, sei gereift, erzählt Micha, als er im Nachbarhaus die Armut und ihre Begleitumstände wie Alkoholismus, Gewalt, Kinderarbeit und Krankheit mitbekam. In jenem besagten Champa-Haus, auf das wegen seiner Altstadtlage auch die begehrlichen Blicke der Mafia fielen, leben mehr als 60 Menschen auf engstem Raum zusammen. Manche Familien teilen sich zu sieben eine Kammer von 15 Quadratmetern. Viele von ihnen müssen mit weniger als zweitausend Rupien im Monat auskommen, umgerechnet knapp 40 Euro. Die Männer sind oft arbeitslos und versauen das wenige Geld. Die Kinder verkaufen an den Ghats Blumen und Kerzen an die Touristen. Eine Schule bekommen sie normalerweise nie von innen zu sehen.

Im April 2005 gründet Micha mit Babas Familie eine soziale Organisation, die er learn-for-life nennt. Dann verbreiten sie die Idee, eine Schule einzurichten, in der Nachbarschaft. Anfangs trauen ihnen die Familien nicht. Sie unterstellen ihnen, die Kinder missbrauchen oder gar entführen und nach Deutschland verkaufen zu wollen. Das Misstrauen ist nicht ganz unbegründet. Jedes Jahr verschwinden in Indien offiziell 45 000 Kinder. Man geht davon aus, dass die Dunkelziffer etwa

zehnmal höher liegt.

Baba, der seit langem alle laufenden Kosten für das Champa-Haus aus eigener Tasche bezahlt, stellt ihnen den einzigen freien Raum im Haus zur Verfügung - eine kleine, fensterlose Kammer im Erdgeschoss. Dort finden die ersten Schulstunden für die Kinder statt. Eine ärztliche Untersuchung zum Start ergibt, dass sie nahezu alle krank sind. Sie leiden an Unterernährung, Würmern, Tuberkulose oder allem zusammen. Genauso wichtig wie der Unterricht ist deshalb, ihnen ein richtiges Frühstück mit Zutaten wie Bananen und Vollkornzwieback anzubieten, damit sie wenigstens einmal am Tag eine nährstoffreiche Mahlzeit erhalten.

Zu Anfang ging es vor allem darum, die neuen Schüler erst einmal an regelmäßigen Unterrichtsbesuch zu gewöhnen. In den ersten Wochen, erzählt Micha, hätten sich die Kinder sogar gescheut, auf die weißen Bögen zu schreiben, die sie gestellt bekamen. "Die hatten bis dahin nur auf alten Zeitungen rumgekritzelt." Das blanke Papier war für sie so wertvoll, dass sie es lieber unversehrt mit nach Hause nehmen wollten.

Heute kommen jeden Morgen 55 Kinder auf das Dach des Champa-Hauses, wo inzwischen zwei Klassenräume gebaut wurden. Sie tragen eine Schuluniform, bekommen neben dem Frühstück auch Mittagessen und erhalten vor dem Unterricht Yoga-Unterricht. All das ist kostenlos. Neben der Schule gibt es noch ein Frauenprojekt, nach Babas Tochter "ARTI" genannt, das einigen ihrer Mütter Arbeit und Einkommen verschafft. "Weil die Kinder doch kein Geld verdienen, während sie am Unterricht teilnehmen, haben wir ihnen gesagt: Schickt die Kinder in die Schule, wir besorgen euch zum Ausgleich dafür einen Job", erzählt Micha. Nun stellen sie auf Babas Terrasse Müsli und Chutneys her und kochen in Umas Küche Marmelade ein. Vertrieben werden die Produkte bisher hauptsächlich über die Bäckerei. Zwanzig Prozent der Gewinne der "German Bakery" fließen in die Schule. Ansonsten sammelt ein Verein mit Sitz in Berlin, der ebenfalls "learn-for-life" heißt, in Deutschland Spenden ein.

Micha, dessen Augen und Haare dunkel sind wie die der Inder, ist die Triebfeder all dieser Projekte. Er strahlt eine unruhige, vehemente Energie aus. Wenn er in der Bäckerei ist, schallt seine Stimme mitunter aus der Backstube im ersten Stock bis hinunter zum Eingang.

Baba und er gleichen sich in vielem, trotz der großen Unterschiede, was Alter und Herkunft betrifft. Babas Widersprüche sind typisch für das Indien im Wandel zwischen Moderne und Tradition. Die Beziehung zwischen Babas Tochter Arti und Lalu Jah zum Beispiel ist keine arrangierte Ehe, sondern eine Liebesheirat. Das ist immer noch sehr

selten in Indien. Baba hatte seiner Tochter immer versprochen, sie dürfe sich ihren Mann selbst aussuchen. Als sie Lalu vorstellte, zweifelte er dann aber doch. Lalu war zwar ebenfalls Brahmane - Hochzeiten über Kastengrenzen hinweg sind eher noch seltener - aber er war arm. Weil sie fürchtete, die Zustimmung ihres Vaters nicht zu bekommen, lief Arti von zu Hause weg und heiratete heimlich. Einen Tag später war sie zurück. Sie hatte allerdings Angst, die Wahrheit zu sagen, also behauptete sie, man habe sie betäubt und willenlos verheiratet. Sie könne sich an nichts erinnern.

Die Wahrheit kam schließlich doch heraus. Micha spielte dabei in unzähligen Gesprächen den Vermittler. Heute sind die beiden ein glückliches Paar mit drei kleinen Kindern. Baba sei damals vor allem enttäuscht gewesen, sagt Micha, dass seine Tochter ihm nicht vertraut habe. Micha nimmt Baba immer in Schutz. Von den beiden Freunden ist, im Gegensatz zu den Kabbeleien zwischen dem Rest der Familie, nie ein kritisches Wort übereinander zu hören. Lalu jedoch, darauf angesprochen, ob das Verhältnis zu Baba heute gut sei, schweigt beredt.

Dabei lief Baba einst selbst von zu Hause fort. Wie Micha rebellierte auch er gegen seinen Vater. Gegen dessen Willen wollte er Musiker werden. Nach der Schulzeit ging er nach Kalkutta und blieb acht Jahre dort. In der bengalischen Metropole traf er damals auch einen alten Schulfreund wieder und war viel mit ihm zusammen. Er soll ihm auch geholfen haben in jener Zeit. Zufällig ist jener Freund der ältere Bruder des obersten Mafiabosses von Varanasi. Also fuhr Baba eines Tages, als er sich Monate, nachdem die Männer mit den Pistolen ihn besucht hatten, kaum aus dem Haus gewagt hatte, noch einmal nach Kalkutta. Sein alter Freund ließ danach ausrichten, dass Baba unantastbar sei. Die Männer sind nie mehr aufgetaucht.

Baba will das Champa-Haus jetzt kaufen und es Micha und learn-for-life für eine symbolische Miete überlassen. Baba lächelt: "Sagen wir, eine Rupie im Monat."

Dann muss er ihm nur noch eine Frau suchen.

Berliner Zeitung, 23.06.2007

[Weitere Artikel aus dem Ressort »](#)

[Ähnliche Artikel im Archiv »](#)

[Leserbrief »](#)